



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Geschichte

Die Grabstätten der römisch-deutschen Kaiser. In einer gesteigerten Gegenwart erwacht die Erinnerung an gesteigerte Vergangenheiten. Das Historische belebt sich; es rückt näher. Schon verblaßte Namen erneuern sich, Denkmäler künden deutlicher ihren Sinn, Orte und Gegenden werden zu Wallfahrtsstätten. Wie an kirchlichen Festtagen aus aller Welt die Pilger dem heiligen Grabe, den Reliquienkirchen der Heiligen zufließen, so gedenkt man in Zeiten nationaler Erhebung der heroischen Taten der Vorfahren. Die Franzosen, wie demokratisch sie sonst auch gesinnt sein mögen, halten ihre alten Königsschlösser und den Dom von St. Denis hoch. Die Grabmäler der Päpste werden von den Italienern nicht so sehr als Denkmäler religiöser, als vielmehr nationaler Großtaten heilig gehalten. Den Russen ist das Testament Peters des Großen das Banner, unter dem sie um ihre Weltbeherrschung kämpfen. Überall aber sind es vor allem die Grabstätten der Könige, die zu Symbolen der Vergangenheit werden. Wenn nun in einem vor kurzem erschienenen Buch von Eugen Guglia: „Die Geburts-, Sterbe- und Grabstätten der Römisch-deutschen Kaiser und Könige“ (Mit 92 Abbildungen. Wien, Anton Schroll & Co. Preis 15 Mk.) der Versuch unternommen wird, die Geburts-, Sterbe- und Grabstätten der römisch-deutschen Kaiser in chronologischer Reihenfolge, mit allen überlieferten Legenden und Nachrichten und einem überaus zahlreichen Abbildungsmaterial zusammenzustellen, so wird solchem Versuche, schon vor dem Kriege geplant, erst durch den Krieg die volle Wirk-

samkeit gegeben. Denn nun wird dieses Buch im wahrhaften Sinn ein Werk der Pietät. Und eine solche Übersicht der dynastisch-bedeutungsvollen Stätten mag für die deutschen Könige bedeutender sein als für französische und englische: denn sie bleibt nicht innerhalb der Grenzen des jetzigen Staates. Vielmehr zeigt sie, wie Deutschland in Zeiten besonderer Macht weit ausgespannt war, wie es zeitweilig als Kernbesitz noch Osterreich, die Niederlande, Belgien, die Schweiz, Teile Italiens, das französische Lothringen, die Franche-Comté, Lyon, Spanien und Ungarn umfaßte.

So gibt dieses Buch, das eigentlich nichts anderes als eine chronologische Aneinanderreihung der historischen Orte unternimmt, viel mehr, als in seinem engeren Zweck liegt: es gibt eine Geschichte des Deutschen Reiches selbst. Man könnte beinahe sagen, daß die Lage der Geburts- und Grabstätten die Tendenz der Politik angäbe. Am Beginn der Wanderung steht die Grabstätte Karls des Großen, Aachen, das gleichsam zwischen Deutschland und Frankreich liegt und seinen Dom nach italienisch-ravennatischem Muster gebaut hat. Also ein Signum der internationalen Herrschaft, die dieser Kaiser ausgeübt hat, der aus dem Fränkischen stammte, die deutschen Stämme unterwarf und in Rom zum Imperator gekrönt wurde. Diese Weltpolitik, mehr oder minder von seinen Nachfahren traditionell ausgeübt, wandelt sich unter den Ottonen zu einer ausgesprochen italienischen: und so wird Otto der Zweite in der Peterskirche zu Rom begraben, und Otto der Dritte stirbt auf der Burg Paterno bei Civita Castellana am Fuße des Soracte. Später

zeigt der Beginn der Habsburger den beschränkten Lebenskreis eines süddeutschen Grafengeschlechtes: Rudolf von Habsburg ist in der Schweiz geboren und zu Speier begraben; ebenso Adolf von Nassau und Albrecht Maximilian, der auch noch ein im Deutschen begrenzter Herrscher war, beginnt und endet sein Leben in Wiener-Neustadt. Aber sobald die Macht des Geschlechtes sich erweitert und sobald der römisch-deutsche Staat zu jenem Weltreich wird, in welchem die Sonne nicht mehr untergeht, schieben sich auch die historischen Stätten über die Grenzen Deutschlands hinaus: schon ist Karl der Fünfte zu Gent geboren, zu El. Juste in Spanien begraben; und Philipp der Zweite beginnt für sich und seine Nachkommen den Escorial zu bauen. Wie die Orte, so ist das Hauptgewicht ihrer Politik über Europa zerstreut. Nach den spanischen Beherrschern tritt eine neuerliche Beschränkung ein; der Schwerpunkt verlegt sich in die deutschen Lande zurück, und endlich ganz in die gegenteilige Richtung, ostwärts: nach Wien. In der Kapuzinergruft am Neuen Markt zu Wien liegen die letzten römisch-deutschen Kaiser bestattet, in derselben Stadt, die bis zur großen Aufrichtung Preußens die Metropole der deutschen Länder blieb.

In landschaftlicher Abwechslung ist die Wanderung, die der Autor des Buches mit uns unternimmt, also reich genug. Wir erkennen, daß fast alle deutschen Gaue national geheiligte Stätten besitzen: von den bayerischen Hochalpen bis zum Elm, vom Ausfluß des Rheins aus dem Bodensee bis zur Mündung, von der Eifel bis zum Wiener Wald führt die Wanderung. Dazu kommen noch die mannigfaltigsten Szenerien jenseits der deutschen Grenzen: französisches Hügelland, die ungarische Puszta, Kastilien, Rom. Zwei- und zwanzig der römisch-deutschen Herrscher sind innerhalb der Grenzen des heutigen deutschen Reiches gestorben, sieben auf österreichischem Boden, acht in Italien, zwei in den Niederlanden, je einer in der Schweiz, Belgien, Spanien, Ungarn, — und einer sogar — Barbarossa — außerhalb Europas: in Kleinasien.

Von den deutschen Städten treten zwei hervor: es sind Speier und Wien. Das alte

Privilegium gibt diesen Städten ihre Tradition, ihre feierliche Geschlossenheit, gibt der einen — Wien — noch ihr schmerzliches Anklammern an Angestammtes. Freilich, die Kaisergräber in Speier haben ihren ehemaligen Zustand schon lange verloren. 1689 wurden sie durch die Franzosen zerstört. Damals verschwanden alle oberhalb des Niveaus des Königschors vorhandenen Grabmonumente vollständig, von den Gräbern selbst entging nur die untere Reihe der Verwüstung. Die Särge Heinrichs des Fünften und Rudolfs, Albrechts und Adolfs wurden zerbrochen und zerstreut. Nach dem Abzug der Franzosen brachte man die Gräber wieder notdürftig in Ordnung; aber in den wechselvollen Schicksalen, welche die Stadt Speier im Laufe der Jahrhunderte noch mitmachte, kam es zu einer endgiltigen Renovierung erst in der neuesten Zeit. Es war im Jahre 1900, daß man die Gräber offiziell eröffnete. Man fand den Schädel und die unteren Extremitäten Kaiser Rudolfs, einzelne Gebeine Adolfs und Albrechts, und das Gebiß von Heinrich dem Fünften. Die Gebeine Konrads des Zweiten und Konrads des Dritten waren ganz zerfallen, dagegen die Heinrichs des Vierten und Philipps gut erhalten. Diese aufgefundenen Reste wurden einer öffentlichen Besichtigung zugelassen, die Leichen lagen im Königschor in offenen Särgen, und durch Stunden zogen an ihnen Menschen vorbei, Menschen aller Klassen und Distrikte. Alle Glocken Speiers läuteten. Dann wurden die königlichen Überreste mit großen Feierlichkeiten neu bestattet.

Die zweite große Kaisergruft, die Kapuzinergruft zu Wien, ist nicht nur die größte Familiengruft der Habsburger, sondern die größte deutsche überhaupt. Gegründet wurde sie im siebzehnten Jahrhundert, von Matthias und seiner Gemahlin, die hier für sich eine stille Ruhestätte schaffen wollte. Aber aus diesem bescheidenen Anfang entwickelte sich eine Grabeskirche, die zwar — als Kapuzinerkirche — eng und schmucklos ist, aber nicht weniger als neun deutsche Kaiser und einen römischen König beherbergt. Der Fremde, der ohne Wissen an dieser Kirche vorbeigeht, würde ihre Bedeutung nicht ahnen. Ein niedriger Giebel, eine Fassade ohne Zierrat und ohne Turm sind dem Plage

zweitens enthalten sie nicht die Mayalehre — nach Deussen „die Grundlage aller Philosophie“ — so wie diese später im Gaudapada-Karika hervortritt. Für Deussen ist das Wort, das ihm das letzte aller Weisheit ist, das erste der Upanishaden, und der Rest ist zunehmendes Verderben durch das Hereindringen des bösen Realismus bis zum völligen Versanden des ursprünglich so reinen Gedankenflusses in Samkhya. In der Behandlung Oldenbergs, der beiden Elementen (dem idealistischen und dem realistischen) ihr Recht läßt, tritt statt Degeneration Entwicklung; die Probleme beleben sich und werden gerade in diesem ihren natürlichen bodenständigen Leben oft ebenso klar wie überraschend beleuchtet (so durch die Bedeutung uralter Zaubervorstellungen für sehr subtile Seiten brahmanischer Theologie).

Der Monismus der alten Upanishaden war illusorisch ja eigentlich nur ein behaupteter. Der versteckte Dualismus brach hervor und lebte sich aus in dem von Professor Deussen gänzlich verkannten, von Professor Oldenberg in klarer Kürze dargestellten Samkhya. Jeder Leser seines „Buddha“ erinnert sich seiner dort gegebenen Charakterisierung: „ein wahres Kabinettsstück geistiger Feinheit und Eleganz“, jedoch mit greisenhafter Färbung. Hier eine noch viel schärfere Prägung: mit Anspielung auf das klassische Samkhya-Bild von der zurücktretenden Tänzerin heißt es „Die Tragödie aber hat dabei manches von einem Ballet angenommen“. So weiß nur der geborene Schriftsteller den Punkt übers *i* anzubringen.

Ein besonderes Interesse beansprucht jene Philosophie als Übergangsglied zum Buddhismus, in welchem „die Tragödie“ noch unballetmäßig lebt. Professor Oldenberg ist natürlich weit davon entfernt, zu jenen „modernen Verkleinern“ zu gehören, die, mit den Worten Professor Grünwedels, den Buddha „zum bloßen Nachbeter des Samkhya-Systems stampeln“; wohl aber meint er, daß das Samkhya in einer älteren vorklassischen Form das Medium gewesen ist, durch welches gewisse grundlegende Upanishad-Probleme in den Buddhismus gelangten. Seine diesbezüglichen Untersuchungen zeigen, daß es sich hier nicht um eine akademische Frage handelt,

indem sie vielmehr direkt in die tiefsten und strittigsten Punkte der Lehre hineinführen. Hier scheint mir nun die Auffassung unseres Autors eine merkbar positivere Färbung als in seinem Hauptwerk angenommen zu haben. Dies auszuführen muß ich mir leider wegen Raummangels versagen. Aber auch darin glaube ich mich nicht zu irren, wenn ich überhaupt bei ihm einen etwas wärmeren Ton als früher vernehme. Herrliche Schlußworte findet er, um die Buddha-gestalt selbst zu feiern:

„Hier hat Indien den Höhepunkt seines religiösen Gestaltens erreicht, zugleich den Punkt, wo seine Verschlossenheit sich öffnet, fernhin ihre Gaben zu verbreiten . . . So hat sie (die buddhistische Kunst) dem gehuldigt, der den Weg dorthin, zur Heimat, gefunden zu haben meinte. Den Weg zu jener Ewigkeitshöhe, wo, wie der alte Vers sagt, „den auf die Welt Hinablickenden der König Tod nicht sieht.“

Karl Ad. Gjellerup

Memoiren

Theodor Hermann Pantenius: Aus den Jugendjahren eines alten Kurländers. Zweite wohlfeile Auflage. H. Voigtländers Verlag in Leipzig. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Der billige Neudruck dieser Erinnerungen des kürzlich verstorbenen ehemaligen „Daheim“-Herausgebers und des besonders in den achtziger und neunziger Jahren beliebten Erzählers kann gerade gegenwärtig auf besonderes Interesse rechnen. Geben die Erinnerungen doch ein Bild vom heute heiß umstrittenen Kurland noch aus jener Zeit, da die obere Gesellschaftsschicht des sonst lettischen Landes, vom Adel bis zum Handwerker, noch rein deutsch war, sein durfte und in friedvoller Kulturarbeit deutsch wirkte. Eine bereits durchaus historische Epoche lebt wieder auf. Die Erinnerungen haben insolgedessen dokumentarische Bedeutung. Aus den Ausführungen des alten Kurländers wird auch lebendig genug offenbar, was von seiten der Reichsdeutschen zur Hebung des Kur-

ländischen Deutschtums versäumt worden ist. Glücklicherweise sind heute die Gelegenheiten wiedererstanden, Versäumtes nachzuholen. Ein Aufblühen des Deutschtums ist bei nötigem Taft gegen die lettische Bevölkerung, gegen die Besonderheiten der eingewanderten Deutschen, des Adels und der Gebildeten, zu erwarten. Pantenius' Buch kann zur Erfüllung dieser uns Reichsdeutschen gewordenen Aufgabe nur beitragen, da es wie selten den kulturellen Wert und die geistige Atmosphäre Kurlands gestaltet.

Allerdings nur aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. In Verbindung mit der Geschichte seiner 1757 aus Pommern eingewanderten Familie zeichnet Pantenius die Schicksale des Landes unter den beiden letzten Herzögen von Kurland. Die Lebens- und Kulturverhältnisse werden erst eingehender und anschaulicher geschildert mit der Gestaltung der Großeltern des Verfassers, seines väterlichen Großvaters, eines Pastors in Grünhof, vier Meilen von Mitau, und seines mütterlichen Großvaters Adam Conradi, Pastors in Sallgallen. Die Verbindung zum russischen Reiche stellt ein Großonkel dar, der es im russischen Heere bis zum General brachte. Pantenius' Vater war wieder Pastor: ein überaus tätiger Mann, dessen nur kurzes Leben nicht nur den Amtspflichten gehörte, sondern sich vor allem der Hebung des lettischen Volkes zuwandte; als Gründer und Leiter einer lettischen Zeitung, als Förderer und Verfasser lettischer Literatur, als Gönner der lettischen Volksschulen hat er sich die reichsten Verdienste um das Land erworben. Von ihnen erbte Theodor Hermann auch sein schriftstellerisches Talent. Der Sohn wäre wohl im Lande geblieben und hätte seines Vaters Arbeit im Lettenvolke fortgesetzt, wenn der Vater nicht so früh gestorben wäre. Er wuchs in Sallgallen und in Mitau bei Verwandten auf und ging später — 1882 — nach Deutschland, um wie seine Vorfahren Theologe zu werden. Dadurch entging ihm das eigenartige Dorpater Studentenleben, von dem er nur nach Hörensagen Reizvolles berichtet. Er gehörte seiner Geburt nach also der Schicht der „Literaten“ an; diesem streng zusammenhaltenden Stande entsprachen die

besitzenden Klassen, der Landadel; das Volk wieder schied sich in Handwerker und Bauern. Pantenius, der das Land wie die kleinen Städte genau kennen lernte, war dadurch auch in allen Schichten, unter den Deutschen wie unter den Letten, heimisch. Sein Urteil in kurländischen Dingen und über Kurländer, unter denen es damals sehr viele „Originale“ gab, ist getragen von einer tiefen Heimatliebe, zugleich aber stets sachlich-kritisch, realistisch-wahrheitsgetreu. Das Vertrauen zu den Erinnerungen wächst, je mehr man sich darein vertieft. Nachdem Pantenius als neunzehnjähriger Student nach Berlin gekommen war und Erlangen zum Abschluß seines Studiums aufgesucht hatte, ist er nur noch besuchsweise nach Kurland gekommen. Der alten Heimat hohe Kultur kam aber der neuen Heimat, ganz Deutschland, fruchtbar zugute im „Daheim“, in dem manches vom Geiste der Kurländer „Literaten“ lebendig blieb. —

Hanns Martin Elster

Kriegsberichte

Bernhard Kellermann. Der Krieg im Westen. Berlin, 1915. S. Fischer Verlag.

Bisher hat noch jeder Krieg denen, die den Krieg, seine Taten, Geschehnisse und Ereignisse, sein Erleben und seine Form aus der Ferne durch Lesen von Berichten und Schilderungen kennen lernen, nacherleben mußten, die große Enttäuschung gebracht, daß die Kunst der Berichterstattung durch Wort und Druck bei weitem nicht ausreicht, um auch nur eine ahnungsvoll zutreffende Vorstellung vom Kampf und von der Front zu geben. Wenn wir ehrlich sind, müssen wir, ohne die Arbeit unserer Kriegsberichterstatte und den Wert ihrer Arbeit herabsetzen zu wollen, auch heute offen gestehen, daß nur in den seltensten Fällen befriedigende, der Größe des Geschehens entsprechende Berichte zu uns in die Heimat gelangen.

Zu diesen seltensten Fällen trugen Bernhard Kellermanns Berichte, die er im Berliner Tageblatt veröffentlichte und jetzt gesammelt in Buchform vorlegt, gewiß den

größten Teil bei. Sechs Monate war ich draußen an der Front in Rußland: nun fällt mir in der Ruhe der Heimat Kellermanns Büchlein in die Hand, und ich fühle mich beim Lesen dieser knappen, klaren, packenden Berichte, die wie peinlich ausgeführte Federzeichnungen wirken, wieder angeweht vom freien Atem und frischen Hauch, der dort draußen über den Schlachtfeldern hinzieht, von jener unbergelichen Kampflust und jenem hinreißenden Gewitterwind, der dort den ganzen Menschen anpakt, aufrüttelt und umkrempekt.

In der Tat, Kellermann weiß eine Vorstellung vom Grauenvollen und Erhebenden, Schlichten und Großen des Schützengrabenkrieges zu vermitteln. Oft schon ward die Kanonade bei Operm, bei Arras so wie von Kellermann gesehen (s. 13, S. 29), aber gewiß noch nie so in Worte gefaßt, so klar und sicher gestaltet. Wer noch nie eine Granate die Luft durchschneiden hörte, wer noch nie den wilden Lärm hämmernden Trommel-Feuers erlebte, wer noch nie im Tiefsten erschüttert ward durch das Entsetzen, das dort draußen stündlich den Menschen durchschauert, und wer noch nie die hohen Meinheiten der Freuden an der Front genoß, — durch Kellermann kann er alle sachlichen und seelischen Möglichkeiten und Wirklichkeiten des Krieges an sich erfahren.

Freilich, auch seinen mit höchster Intensität der Schau- und Nerventräfte geschaffenen Bildern von der Front in Frankreich fehlt jene innere vibrierende Energie, die im Kämpfer lebt. Wer nie im Feuer stand, die Büchse an die Schulter riß, um den andringenden Gegner niederzuknallen, wer nie die Wut höchsten ArtillerieFeuers stundenlang bis zum Reißen der Nerven mit letzter Anspannung ertrug und alles Leid sammelte zum großen Zorn der Rache im Augenblick des Sturmes auf die Feinde, des Flintengeknatters gegen den Angreifer, wer nicht Mitkämpfer war in höchster Not, sondern nur besuchsweise den Frontkrieg sah, der kann nie in seinen Worten jenes innere Leben aufzittern lassen, das doch den einzigartigen seelischen Anteil am Kriege, das eigentliche menschliche Kriegerleben bildet. Aber wir wollen nicht nörgeln, wir wollen

dankebar sein, daß wir Kriegsberichte von der Qualität, wie die Kellermanns, erhalten.
Hanns Martin Elster.

Literaturgeschichte

Philipp Wittkop: Heidelberg und die deutsche Dichtung. (Leipzig 1916, bei B. G. Teubner.) Der Platz ist beschränkt, ich muß mich kurz fassen. Es ist auch nicht nötig, über dieses gute und besinnliche Buch eine ausführliche Besprechung vom Stapel zu lassen. — Der Titel erklärt Absicht und Wesen des Werkes hinlänglich, sodaß eine allgemeine Übersicht zur Empfehlung ausreichen dürfte.

Wittkop setzt bei den Beziehungen der Humanisten zu Heidelberg ein. Mit Paul Schede Melissus werden uns die ersten deutschen Verse gegeben; ihn vollenden Martin Opitz und Julius Wilhelm Zingref. Über den sogenannten Sturm und Drang und den weichen, mondscheintrunkenen Matthisson werden wir zu Goethe geführt. In Heidelberg war es, wo den schon Zweifelnden der Wagen nach Weimars Fürstenhof entführte, und der greise Dichter erlebte in den „weiten lichtumflossenen Räumen“ des „alten, reichbetränkten Fürstenbaus“ jene zarte, ergebungsvolle und entsagende Liebe zu Marianne Willemer. Dann stürmen die Romantiker an uns vorüber, stets zu neuen Plänen bereit, in deutscher Vergangenheit schwelgend. Brentano, Arnim, Görres kämpften hier gegen den alten vertrockneten Johann Heinrich Voss. Eichendorff lauschte in den Ruinen dem Sange der Nachtigall und träumte von der „alten schönen Zeit“, zusammen mit seinem Jugendfreunde, dem verschommenen Dichter Graf von Voeben, genannt Isidorus Orientalis. Schenkendorf und Jean Paul genossen hier glückliche, unergessene Tage; der unstäte, düstere Lenau fand beim Studium kurze Rast und Ruhe und besang das Stuttgarter „Schilfblattchen“. Der schwerblütige Hebbel erfuhr hier die ersten unmittelbaren Natureindrücke, die seine Dichtung freier gestalteten; Gottfried Keller fand sich durch Feuerbachs Philosophie in sich selbst zurück

und reiste durch die entsagungsvolle Liebe zu Johanna Kapp. Und den Beschluß des Buches bildet Schefel, der ja die frischesten, bekanntesten Lieder zum Preise Heidelberg, der „Stadt an Ehren reich“, gesungen hat.

Wie schon gesagt, ist das Wert, wenn es auch keine literaturhistorische Tat bedeutet, recht unterhaltsam und belehrend zu lesen

zumal zahlreiche Gedichte, Briefe und Tagebuchblätter lebendige Wirkung vermitteln. Der Verlag hat für eine vornehme Ausstattung Sorge getragen und das Buch mit Abbildungen und Schattenrissen geziert, so daß es auch äußerlich einen Schmuck jeder Bibliothek bedeutet.

Ernst Ludwig Schellenberg



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Lichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Wilmow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 85a.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dossauer Straße 86/87.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum I. Quartal 1916
erneuern zu wollen. — Bestellungen
nimmt jede Buchhandlung und jede
Postanstalt entgegen. Preis 6 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.